

# Eine Dudweiler Familie in der Emigration, 1935 – 1946

## Ein authentischer Bericht

Einführung, Fußnoten und Anmerkung: Helmut Sauer

Johann Pitz, am 05.10.1897 als Sohn des Bergmanns Johann Pitz und seiner Ehefrau Sophie Katharina geb. Bettinger in Dudweiler geboren, war vom 06.04.1949 bis 06.06.1956 (letzter ehrenamtlicher) Bürgermeister der Gemeinde Dudweiler. Im Hauptberuf war das Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Saar (SPS) zu dieser Zeit Chefredakteur der sozialdemokratischen saarländischen Tageszeitung „*Volksstimme*“. Der gelernte Schriftsetzer und Buchbinder, Mitglied der SPD seit 1908 (mündliche Angabe gegenüber der Familie), war nach seiner Rückkehr aus dem 1. Weltkrieg ab 1923 Redakteur der „*Volksstimme*“ und von 1923 bis 1935 für seine Partei Mitglied im Dudweiler Gemeinderat und im Kreistag des Landkreises Saarbrücken-Land. In der politischen Auseinandersetzung zur Saarabstimmung 1935 war er ein „*unerschrockener Gegner der NSDAP*“.<sup>141</sup>

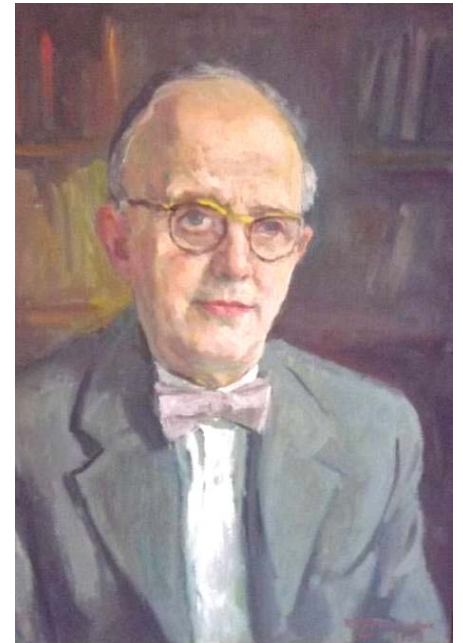


Abb. 1: Johann Pitz, 1958  
Gemälde von K. Roth-Cozaux

Diese Bewertung hat Rudolf Saam in seinem Artikel „*Johann Pitz – ein Leben für Freiheit, Frieden, Soziale Gerechtigkeit*“ in Heft 2 der Historischen Beiträge der Dudweiler Geschichtswerkstatt<sup>142</sup> eindrucksvoll belegt.

Als exponierter Gegner des Nazi-Regimes im Saargebiet sah sich Johann Pitz nach der Veröffentlichung des Ergebnisses der Saarabstimmung vom 13.01.1935 gezwungen, seine Heimat zu verlassen, um sich nicht zu gefährden und den Repressalien des Nazi-Regimes zu entgehen. Zugleich befürchtete er eine unmittelbare Gefährdung seiner Familienangehörigen. Kunkel,<sup>143</sup> der selbst emigrieren musste, berichtet dazu Folgendes:

*„Unmittelbar nach der Verkündigung des Abstimmungsergebnisses begann der Leidensweg der Funktionäre der Freiheitsfront. ... Die Stimmung derer, die es vorzogen, sich dem Zugriff der Nationalsozialisten zu entziehen, gibt ein Brief von Johann Pitz an den Landrat von Saarbrücken wieder. ...*

<sup>141</sup> So die Einschätzung von Rudolf Saam/Gottfried Schabert, Die Dudweiler Bürgermeister von 1813 – 1992, Historische Beiträge aus der Arbeit der Dudweiler Geschichtswerkstatt, Band 3, 1994, S. 6, 16

<sup>142</sup> 1991, S. 69, 70

<sup>143</sup> Vgl. Ernst Kunkel, Die Sozialdemokratische Partei des Saargebietes im Abstimmungskampf 1933/1935, Saarbrücken, ohne Jahr, S. 119

Saarbrücken, 19.1.1935      18.9.35\*)

Sehr geehrter Herr Landrat!

*In letzter Minute vor der durch die eingetretene Lage bedingten Abreise in die Emigration glaube ich, nicht Ihr Missfallen zu erregen, wenn ich Ihnen für die nun 15-jährige vertrauensvolle Zusammenarbeit herzlichst danke. Es fällt mir bestimmt nicht leicht, von Ihnen, den Herren vom Kreisausschuss und der Verwaltung Abschied zu nehmen. Aber ich muss leider so viele Bande zerreißen, die mir lieb und teuer waren. Gewissen und ehrliche Überzeugung waren mir immer Leitsatz im Leben gewesen. Ich kann nicht glauben, dass dieses mein Handeln ein Unrecht war, zumal es nie von materiellem Egoismus beeinflusst wurde. Ich verlasse die Heimat arm. Ich habe sie so sehr geliebt, meine Wälder, Täler und Höhen an der Saar. Was gilt der einzelne Mensch? Möge Deutschland groß, glücklich und frei werden. Wir kleinen Menschen haben so oder so die Konsequenzen zu tragen.*

*Ihnen und allen Ihren Mitarbeitern, sowie den Herren vom Kreisausschuss danke ich hiermit herzlichst für jahrelanges Vertrauen.*

*Leben Sie wohl und auf Wiedersehen!*

*Ihr ergebener*

*Johann Pitz...<sup>144</sup>*

Der „Leidensweg der Funktionäre“, wie ihn Kunkel im o.a. Zitat kennzeichnet, war zugleich auch der Leidensweg ihrer Familienangehörigen und ihrer Kinder, dem bisher eher beiläufig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. In der Polizeiakte der Gemeinde Dudweiler über die „*Nachweisung der Personen, die auf Grund des römischen Abkommens aus dem Bereich des 12. Polizeireviers abgewandert sind*“ (Archiv der Bezirksverwaltung Dudweiler, abgedruckt bei Hoffmann/Schon, Politische Schicksale Anfang der dreißiger Jahre in Dudweiler, Historische Beiträge aus der Arbeit der Dudweiler Geschichtswerkstatt, Band 1, 1989, S. 75, 79 ff., 81, lfd. Nrn. 90 und 91) wurde vermerkt, dass Johann Pitz und seine am 22.12.1909 in Neustadt/Haardt geborene Ehefrau Ernestine geb. Thomas (dort nur als „*Ehefrau*“ bezeichnet) am 16.01.1935 nach Frankreich abgewandert sind (waren?). Für Johann Pitz stimmt diese Zeitangabe mit den Angaben seines Sohnes Gerd Pitz (vgl. u.) überein. Bis zum 19.01.1935 hat er sich in Saarbrücken aufgehalten, wie der oben zitierte Brief an den Landrat belegt, und sich noch am selben Tag nach Frankreich begeben. Für seine Ehefrau Ernestine Pitz geb. Thomas, die nach dem hier veröffentlichten Zeitzeugenbericht später ausgereist ist, wurde in der o.a. amtlichen „*Nachweisung*“ offenbar das Ausreisedatum des Familienoberhaupts übernommen. In der dortigen Liste mit 197 (198) Namen sind keine Kinder von Emigranten aufgeführt. Dazu vermuten Hoffmann/Schon (a. a. O., S. 78), dass die Ehepaare „*gewiss ihre Kinder und Verwandte*“ mitgenommen hätten. Das wird durch den nachstehenden Bericht eindeutig bestätigt.

Die Dudweiler Geschichtswerkstatt veröffentlicht nachfolgend den Zeitzeugenbericht von Gerd Pitz<sup>145</sup> über die Zeit der Emigration der Familie von Johann Pitz in Frankreich.

---

<sup>144</sup> Im Originaltext findet sich am Ende des Briefzitats eine Fußnote 176, die im Verzeichnis der Fußnoten indes fehlt (letzte Fußnote bei Kunkel ist die mit der Nr. 175 – vgl. a. a. O., S. 161)

<sup>145</sup> Geboren am 23.04.1931 in Dudweiler

## Die Odyssee der Familie Pitz - 1935 bis 1946

Gerd Pitz, Allensbach/Bodensee



Abb. 2: Ernestine und Johann Pitz mit Sohn Heinz, 1930

Der Völkerbund (Vorkriegs-Vorgänger der Uno) beschloss 1920, dass das Gebiet des heutigen Saarlandes, ewiger Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland, als eigenes Land unter Völkerbundschutz bis 1935 bestehen und dann eine Volksabstimmung im Saargebiet stattfinden sollte, wobei die Saarländer bestimmen sollten, ob ein eigener Staat (*Status quo*) gebildet werden oder ob das Land von Deutschland oder Frankreich annektiert werden sollte. Am 13. Januar 1935 fand diese Volksabstimmung dann statt. Aber leider war in Deutschland Hitler schon seit 1933 an der Macht. Mein Vater Johann Pitz war vor 1935 Redakteur bei der saarländischen Tageszeitung "Volkstimme" sowie als SPD-Mitglied im Gemeinderat in Dudweiler. Er engagierte sich für den "*Status quo*", das heißt gegen die Nazis. Ich war damals noch keine 4 Jahre alt, aber diese Zeit und die darauf folgende waren so außergewöhnlich, dass sie mir relativ gut in Erinnerung blieben, zumal es damals kaum ein anderes Thema gab.

13. Januar 1935. Meine Mutter fuhr mit der Taxe zum Wahllokal, wegen des hohen Schnees (sie war hochschwanger) und auch wegen der Schmähungen und Handgreiflichkeiten mancher Nachbarn (eine Frau rief Drecksau, ein Mann, Vaterlandsverräter). Frau Loeb, eine Nachbarin, brachte frische Eier und sagte noch vor der Haustür sehr laut: Wir wollen Freunde bleiben, gleich, wie es ausgeht. Am Tag der Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses<sup>146</sup> vom 13. 1. war ich bei meinen Großeltern in Dudweiler. Auf der Straße hörte man Marschmusik und Gegröle. Irgendeiner, Onkel oder Tante, stellte einen Topf mit Hakenkreuz-Fähnchen vors Fenster, wegen der Nachbarn. Es gab Wortgefechte und Handgemenge zwischen den Anwesenden. Nach dem Erscheinen der letzten "Volkstimme"-Ausgabe<sup>147</sup> verließ mein Vater bei Nacht mit einigen Freunden Dudweiler in Richtung Frankreich; die Morddrohungen hatten sie

<sup>146</sup> Die Bekanntgabe erfolgte am 15.01.1935

<sup>147</sup> Das ist die vom 15.01.1935 – vgl. die bei Gerd Paul, Max Braun – Eine politische Biografie, St. Ingbert 1984, S. 93, als Abb. 25 abgedruckte Titelseite der Ausgabe

vertrieben.<sup>148</sup> Im Dorf dekorierte ein jüdischer Händler das Schaufenster mit Koffern und Rucksäcken mit Schildern wie "*Für vaterlandsloses Gesindel*". Die deutsche Front hatte auch die Juden verrückt gemacht; doch das Schicksal ereilte leider alle. Nach der Abstimmungsbekanntgabe hielt Max Braun (1. Vorsitzender der SPD Saar) noch eine Abschiedsrede vor dem AWO-Haus, und damit hatte es sich, während die kommunistische "Rote Hilfe" in St. Arnual begann, die Flüchtenden, gleich welcher Weltanschauung über die Grenze zu schleusen, ungeachtet der damit verbundenen Gefahren. Am 02. Februar kam Bruder Manfred zur Welt bei den Großeltern. In unser Haus konnten wir nicht mehr, auch für uns wurde es kritisch.<sup>149</sup>

1. März: Mit meiner Mutter, Bruder Heinz (4), ich (3), Onkel Heinrich (Bruder meiner Mutter) unter Zurücklassen meines jüngeren Bruders Manfred (27 Tage alt), fuhren wir per Taxe unter unflätigen Zurufen einiger Nachbarn von Dudweiler nach Forbach. Unser Vater, nach Morddrohungen, floh schon gleich nach der Abstimmung und hielt sich in einem Flüchtlingslager in Lourdes auf. In Forbach wartete schon ein Zug auf die Flüchtlinge, der uns nach Langon bei Bordeaux brachte. Es müssen viele Züge in diesen Tagen von dort gefahren sein, aber nicht alle Insassen kamen Ende des Krieges zurück. Ein adeliger Schlossbesitzer nahm sich sehr großzügigerweise einiger Hundert Männer, Frauen, Kinder, Deutschen, Saarländern, Juden, Katholiken, Evangelischen, Kommunisten und Sozialdemokraten, Arbeitern und Intellektuellen an und stellte uns sein großes Schloss samt Parkanlage an der Garonne, zur Verfügung. Sehr viele Bekannten aus dem Saarland trafen wir da wieder: Familie Sami und Meta Steigerwald mit Tochter Carla, eine jüdische Familie aus Saarbrücken. Sami (Samuel) war Vertreter einer Lackfabrik, ein Theoretiker, dem jede praktische Arbeit fremd war und der durch seine dickliche und linkische Statur zur Witzfigur des Lagers wurde. Menschen brauchen immer einen Angelpunkt. Familie August Hey mit Tochter Vera, der Kommunistenführer von Dudweiler, ein Jugendfreund meines Vaters und auch bis zum Schluss im Gemeinderat in Dudweiler. Er war ein harter Kämpfer für seine Ideen und sehr aktiv für das Gemeindewohl (Schwimmbad) in Dudweiler. Hey war befreundet mit dem Zentrumsabgeordneten des Kreistages, Valentin Schäfer (erschlagen in Buchenwald). Dieser war Pächter auf dem Wintringer Hof bei Bliesransbach. Hey hatte von diesem sein Zimmer, voller Dauerwürste und Räucherwaren, wovon wir alle profitierten, denn Geld hatte keiner und ein echter Kommunist (Commun = gemeinsam) ließ sich nicht lumpen. Familie Nickel (Nikolaus), Donate mit Tochter Hertha, (bekannter Stein- und Tiefdrucker, Spezialist in der Landkartenherstellung), auch Kommunist und Jugendfreund meines Vaters und im Dudweiler Gemeinderat. Ehemalige Mitglieder der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend) wie Migusch (Adolf Wilhelm) Hermes (?) aus dem Gasthaus zum Reichsadler, am Dellengarten, in Altsaarbrücken. Henni (?) nach dem Kriege Henni Heneike, Kommunistin und Abgeordnete im Landtag des Saarlandes. Jäbé, der später im Spanienkrieg auf republikanischer Seite fiel. Die Brüder Melwig, beide Schriftsetzer, auch später in Nancy-Bonsecours, während der deutschen Besatzung bei den Partisanen, wo der eine umkam. Willy, der andere, wurde Franzose und war nach dem Kriege Gewerkschaftssekretär der "Travailleurs du Livre" in Metz. Das damals, sehr junge Ehepaar Müller, beide Juden aus dem Saarland, er Elektriker, sie hatte wunderschöne große schwarze Augen, er ging zu den Internationalen Brigaden nach Spanien. Wir trafen beide später wieder in Bordeaux mit kleinem Töchterchen Odile, und dann in Sète, von wo aus sie zu den kommunistischen Partisanen gingen; sie müssen den Krieg überlebt haben. Familie Baumann mit ihrem mir gleichaltrigen Sohn Heinz (Polizist und Reichsbanner in Saarbrücken). Heinz

---

<sup>148</sup> Zur Redaktion der Volksstimme nach der Abstimmung vgl. Paul Burgard, Die Sprache der Bilder, in Ludwig Linsmayer (Hrsg.), Der 13. Januar, Historische Beiträge des Landesarchivs Saarbrücken, Band 1, ohne Jahr, S. 216 f, und die dort veröffentlichten Fotos

<sup>149</sup> Zum „römischen Abkommen“ vgl. die Anmerkung auf Seite 103

besaß ein schönes Leiterwägelchen, was bei mir Neid auslöste. Da das Bübchen noch schwächer aussah als ich, war es für mich eine Kleinigkeit, ihn zu überfallen und mit dem Wägelchen zu spielen. Nach Bekanntwerden dieses Dauerzwistes, entschlossen sich zwei Schreiner der Gruppe für mich auch ein Wägelchen zu bauen. Außerdem waren da noch die Familien Jack und Louis Jost, Kommunisten aus Saarbrücken mit je zwei bis drei Kindern, die wir später in Sète wiedertrafen. Es war eine große Gemeinschaft: Wir gingen dort in den Kindergarten (im Schloss), den ich öfters schwänzte, und badeten in der Garonne. Die Mädchen aus der Gruppe spielten mit uns im großen Schlosspark.

Sommer 1935: Kurz, nachdem mein Vater aus Lourdes zu uns gekommen war, wurde das Lager aufgelöst und unsere Familie landete in Castelnaudary bei Toulouse, wo unsere ehemaligen Mieter Ebersold von Dudweiler hin geflüchtet waren und nun ein Radiogeschäft betrieben. In Castelnaudary gab es keine Arbeit für meinen Vater, die paar gesparten Franken gingen zur Neige. Die engen wohnlichen Verhältnisse, die sowieso nur ein Provisorium darstellten und die Hoffnung, die Deutschen würden ihren "Führer" in Bälde zum Teufel jagen, trieben uns nach Nancy, näher an die Grenze zum Saarland, wo u.a. Max Braun eine größere deutschsprachige Zeitung herausgeben wollte, die auch über die Grenze nach Deutschland geschmuggelt und verteilt werden sollte. Man versprach meinem Vater aktive redaktionelle Mitarbeit, was ein Trugschluss werden sollte, da den Verantwortlichen dieses Unternehmens das Geld ausging und die französische Regierung, die aus lauter Friedensliebe die faschistische Gefahr verharmloste, keinen Zuschuss gab.

Im Oktober 1935 sind wir nach Nancy übergesiedelt. Migusch und Hermes besorgten uns eine Wohnung in Bonsecours (Vorort von Nancy). Das Haus gehörte zu einer Druckerei, dem Druckereibesitzer namens Leprêtre. Vor dem eisernen Schmiedetor zur Straße standen oft Bettler und riefen stundenlang "*Bonjours Monsieur Leprêtre*" bis endlich ein paar Sous aus einem Fenster kamen und der Spender Leprêtre sich über das Geraufe und Gezänk amüsierte. Im selben Haus waren auch Hermes, Migusch, Jäbé und weitere Männer vom ehemaligen Reichsbanner und SAJ untergebracht. Meine Mutter kochte für die ganze Meute.

Weihnachten 1935 versuchten meine Eltern stillschweigend zu übergehen, es mangelte an Geld. Aber die jungen Leute, die selber bettelarm waren, spielten Weihnachtsmann, und so erhielten Heinz und ich ein paar bunte Holzbausteine. Onkel Johann Woll (Mann der Schwester meiner Mutter, Tante Anna), bei der mein Bruder Manfred aufwuchs, besuchte uns einmal für einige Tage. Dies und vielleicht auch die Briefe an die Verwandten, brachten die Gestapo auf unsere Adresse. Ja, die Post und auch Päckchen kamen und gingen hin und her, es war ja noch kein Krieg, aber es wurde alles durchsucht und zensiert von den deutschen Stellen. Hermes trieb eines Tages Heimweh nach Hause, wo in Altsaarbrücken sein Vater die Wirtschaft "*Zum Reichsadler*" besaß, er überwand bei Nacht und Nebel öfters die Grenze am Saarbrücker Südfriedhof, nur dank einiger Naziverwandten konnte er sein Leben retten. Er betrieb auch nach dem Krieg die Wirtschaft, diese heißt nun "*Zum Adler*". Migusch, der nach dem Krieg als Berufskollege mit mir arbeitete, wohnte auch dort, und ich, 4-jährig, saß damals auf seinen Knien und er fütterte mich. Eines Tages kam Herr Leprêtre, der Kaufmann war und kein drucktechnisches Fachverständnis besaß: Mein Vater, der auch Buchbindermeister war, sollte ihm ein altes Gebetbuch neu in Leder einbinden für den nächsten Morgen. Vater machte ihn darauf aufmerksam, dass dies nicht ginge, weil der Leim nicht so schnell trocknet, aber dieser Allmächtige bestand darauf. Vater kaufte Leder, Leim und sonstiges teures Gerät, nach einer überarbeiteten Nacht übergab er das Gebetbuch, mit vielen Ermahnungen für die notwendige Sorgfalt. Nächsten Tag erschien dieser fromme Mensch und warf das Buch ins Zimmer und schimpfte meinen Vater einen Nichtskönner. Die entstandenen Unkosten und eine eventuelle Anstellung als Buchbinder waren dahin. Aber es gab auch noch andere und bessere Arbeit für Johann Pitz. Die Wohnungsmiete durften wir diesem frommen Menschen weiter zahlen.

Den Ausländern war plötzlich das Arbeiten verboten. Von was die Flüchtlinge leben sollten, darauf gab es keine Antwort. Trotzdem arbeitete unser Vater in seinem Beruf als Hilfsarbeiter (Schwarzarbeit) in einer Großdruckerei "Arts Graphiques" in La Malgrange bei Nancy und band Bücher in edles Leder ein, mit Goldpräggedruck, für Hilfsarbeiterlohn, zum Nutzen der Druckerei. Wir hofften in Nancy auf ein baldiges Ende der Naziherrschaft. 1936 begann der Spanienkrieg, der Aufstand der spanischen Faschistengeneräle unter General Francisco Franco. Viele meldeten sich bei den Internationalen Brigaden (Kampfgruppen aus Deutschen, Österreichern, Roter Armee aus der UdSSR gegen den spanischen Faschismus), auch viele Franzosen sah man mit Gewehr und Ausrüstung um den Bahnhof herum, darunter auch solche, die sich bei den Faschisten meldeten. Jäbé aus unserer Gemeinschaft, meldete sich und fiel schon nach einigen Wochen auf republikanischer Seite (Pazifisten fallen zuerst). 1936 kam mein Bruder Heinz in die Schule, in die Ecole Bonsecours, in der Nähe der medizinischen Fakultät und des schönen Parc Olry in dem wir oft sonntags spazieren gingen und ich mit meiner Mutter nach Schulschluss auf Heinz wartete, unter den hohen Bäumen, auf einer Bank am Springbrunnen oder an einem der kleinen Weiher, die zwischen den Gebüsch und Blumenrabatten schimmerten. Heinz erste Lehrerin hieß Madame Manchino. Er sang mir die ersten französischen Liedchen vor: "Le son du cor de Roncevaux" (Rolandslied). Vielleicht lernte ich dabei meine ersten französischen Sätze. Wir zogen in eine schönere Wohnung, in die Rue de la Republique 12.

Ein paar Tage später kam meine Schwester Charlotte zur Welt. Schon tagelang legten Heinz und ich Zucker für den Klapperstorch auf die Fensterbank, damit es ein Mädchen werden sollte. Wir wurden eines Nachts geweckt, in die Küche geschickt, die Hebamme hantierte herum und dann hieß es: Ihr habt ein Schwesterchen bekommen. Das war ein Hurra!



Abb. 3: Schulklasse in Nancy, 1938  
Gerd Pitz (unterste Reihe, 1.v.lks.)

Familie Steigerwald, die wir einige Wochen nicht gesehen hatten, schickte ihren Sami genau an diesem Tag vorbei, er trat ein, und als er die Botschaft hörte, setzte er zuerst seinen Hut auf, dann küsste er uns alle der Reihe nach, verschwand und kam nach einer Weile mit einem großen, frisch geschlachteten Hahn und einer Flasche Weißwein, immer noch hatte er den Hut auf, dann bereitete er aus dem Tier eine Köstlichkeit. Beim Essen behielt er den Hut mit feierlicher Miene auf dem Kopf.

Vater wollte seine Tochter unbedingt taufen lassen, Carla Steigerwald sollte Patin werden. Aber der evangelische Pfarrer war gegen eine jüdische Patin, auch der Name Carla klang nicht christlich genug. So sprang ein junges lothringisches Mädchen aus unserem Bekanntenkreis namens Charlotte ein, den Namen hatte auch eine Schwester meines Vaters.

Im Herbst 1937 wurde ich eingeschult. Wir besuchten nun die Schule von Jarville la Malgrange. Meine erste Lehrerin hieß Madame Reine. Ich weiß nicht, wie ich die französische Sprache lernte, aber ich fand mich gut zurecht, denn zu den drei Klassenbesten gehörte ich immer. In dieser ersten Klasse waren auch bis zu dreizehnjährige Sitzenbleiber und es gab oft Schläge mit dem Rohrstock, aber davon blieb der Schreiber verschont. Eines Tages, als der Klassenlärm mal wieder eskalierte, schlug die Lehrerin der Reihe nach jeden mit der Rute, nur ich blieb verschont, mit der Bemerkung: "*Du hast bestimmt nicht gelärm!*". Es ging uns einigermaßen gut, wir besaßen ein Radio und hörten auch den Saarbrücker Reichssender samt Führerreden, die sonntägliche "*Tante Käthes Kinderstunde*" (Heil Hitler Tante Käthe) und die samstägliche kunterbunte Kaffeestunde "*Es hat zum letzten Mal gebimmelt*". Wir Kinder hatten Schulfreunde und auch viele Feinde. Manche Eltern hetzten ihre Kinder gegen uns auf, sodass manchmal eine ganze Meute hinter uns herlief, uns schlug und "*Sale boche*" rief. Da wohnte in unserer Nähe ein Junge meiner Klasse, sehr arm und verlaust, aber stark. Er holte uns morgens ab, man gab ihm Brot mit Beilage und er brachte uns wieder heim, zu dritt waren wir stark. Als einmal das Brot vergessen wurde, schlug er uns auch. Mein Vater nannte ihn "*Gewerkschaftssekretär*", er beschützte uns gegen Entgelt.

1938 zogen wir nach La Malgrange in die Rue des 5 Frères Gellers. In der Nachbarschaft befand sich der Bauernhof der



Abb. 4: Heinz, Charlotte und Gerd Pitz, (v.l.n.r), Sommer 1939

nationalen Parolen auf. Die Horde Kinder, die hinter uns herliefen und "*sale boche*" riefen wurde immer größer, aber jetzt hatten wir starke Freunde. Es kam auch manchmal zu Raufereien.

Familie Roth. Der älteste Sohn George war in der Klasse von Heinz, André in meiner, der Vater war Kommunist. (Der Hof wurde von den deutschen Besatzern später bis auf die Grundmauern zerstört.) Roths hatten viel Land und im Sommer hüteten wir die Kühe, halfen beim Heu machen und einholen, im Herbst beim Ausbuddeln der Kartoffeln. Mutter hütete morgens die kleinen Kinder einer benachbarten Krankenschwester. Vater verdiente in der Druckerei und schrieb außerdem für verschiedene Zeitungen. Er sprach miserabel Französisch, schrieb aber fehlerfrei einen sehr guten Stil. Max Braun, der ehemalige Saar-SPD-Boss, besuchte uns einmal, auch Nikel Donate kam öfters aus Metz, wo er Landkarten entwarf für Michelin-Landkarten. Mit Steigerwalds hatten wir sehr regen freundschaftlichen Kontakt. Beide Steigerwald-Eltern waren in Deutschland in einem KZ. Sie wurden von reichen Familienangehörigen "*freigekauft*". Als sie einmal uns besuchten, zeigten sie uns ihre geschundenen, vernarbten Rücken. Der Freikauf war nur kurzfristig, auch ihre Spuren verloren sich in einem KZ.

In den 1950er Jahren hörte ich mal jemand was sagen von "*Auschwitz-Lüge*", da wurde ich sehr wild und hätte mich auf den Kerl gestürzt, wären nicht ein paar Freunde dazwischen gesprungen.

Die Unverschämtheiten Nazideutschlands wurden immer drastischer. Nach der Invasion Polens und der Besetzung Österreichs war die Stimmung auch in Frankreich sehr gereizt. Alles sprach von Krieg und es kamen starke

13. Juli 1939, letzter Schultag vor den großen Ferien. Es war sehr heiß, Kirschenzeit, und somit gab es mittags zu Hause Kirschen-Pfannkuchen. Nachmittags, in der Schule kam der große Durst, ich trank aus dem kalten Wasserhahn, und es kam, was kommen musste. Während der Lehrer die Zeugnishefte verteilte, ging es los mit den Bauchschmerzen, doch der Lehrer ließ mich nicht raus zur Toilette. Nachher, wegen der Wichtigkeit seiner Ausführungen über die Bedeutung der Französischen Revolution und die Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789, musste ich wiederum passen. Als im Schulhof der Rektor seine nationale Rede pathetisch vorlas, war in meiner Hose die Revolution schon vollbracht. Die Klassenbesten des Jahres bekamen vom Rektor einen roten Ehrenstern am blau-weiß-roten Band an die Brust geheftet. Mein Kopf muss roter als der Stern gewesen sein, als mir der Rektor den Ehrenstern anheftete, aber nicht aus Freude allein. Er fragte mich, ob es mir nicht gut wäre. Die "*Marseillaise*" (Nationalhymne) wurde gesungen, sowie "*Le Chant du Départ*" (Revolutionslied von 1789), die Fahne wurde runtergezogen. Die großen Ferien konnten beginnen. Auf dem Weg nach Hause liefen mir die Kinder nach und riefen "*chieculotte*" (Hosenscheißer). Ich versteckte meinen Ehrenstern unter dem Hemd. Nach Reinigung und Schlägen bekam ich den Titel "*verschissener Ehrenlegionär*", der mir noch lange anhing. Der Abend dieses 13. Juli 1939 bleibt mir auch für immer in trauriger Erinnerung. Es wurde mir, als Kind, zum ersten Mal bewusst, was Faschismus französischer Art bedeutet. An jedem 13. Juli fand auf dem Place Stanislas (Schloss das Ludwig XV., König von Frankreich, hat erbauen lassen für seinen emigrierten polnischen Schwiegervater, König Stanislas Leszinsky) und in den Pépinières (riesiger Freizeitpark, Zoo und Kundgebungsgelände) ein großes Volksfest statt, mit anschließendem Feuerwerk. Unser Vater nahm uns immer dorthin mit. An diesem Abend, während des Feuerwerks, wurden die Trikolore-Fahnen plötzlich heruntergeholt. Hakenkreuz Fahnen, die weiße Lilienfahne der Royalisten, sowie die Fahnen der katholisch-faschistischen Feuerkreuzler wurden gehisst, die Lichter gingen aus, die Feuerwerkskörper schoss man in die Menge, es gab Tumult und Geschrei. Wir verließen eilig und betrübt das Gelände. Mobilmachung war zentrales Thema. Überall auf den Straßen sah man Rekruten in blauer Uniform und Soldaten in Kaki (hellbraun). Auch die Ausländer sollten sich freiwillig zum Militärdienst melden. Onkel Heinrich in Bordeaux war auch dabei. Familienväter sollten zivile Hilfsdienste leisten (Stollen ausheben usw.), unser Vater meldete sich, ohne Reaktion der Behörden. Er stellte auch den Antrag auf französische Staatsangehörigkeit, wovon wir erst 1951 (da wurde ich 20 Jahre alt) plötzlich ein approbatives Zeichen bekamen, als Frankreich Schwierigkeiten mit seinen Kolonien bekam und es an Kanonenfutter mangelte. In diesem Sommer 1939 unternahm unsere Familie Ausflüge. Wir gingen schwimmen, bastelten mit Vater ein ganzes Dorf aus Papphäuschen. Es war ein sehr schöner, intensiv gelebter Sommer, als wollten wir die Ahnung kommender Katastrophen ausklammern.

Am 5. Oktober 1939, (Vaters Geburtstag) kam eine Vorladung auf die Gendarmerie (Überlandpolizei). Vater durfte nicht mehr heim, er kam in ein Lager in den Vogesen (Neufchateau). Steigerwald, Ohlemacher und andere Bekannte aus Nancy und Langon waren auch da. Dort gab es nichts zu verteidigen, da war man KZ-Häftling des französischen Militarismus. Der morgendliche Appell war stundenlang strammstehen, in die Sonne stieren, im Schnee, Regen und Kälte stehen, dazu gab es obligatorische Peitschenhiebe bei geringstem Widerspruch. Die Saarländer durften den Hungerfraß (halbfaule Kartoffeln und ebensolchen Kohl) kochen, Holz holen und hacken, deutsche Emigranten und Juden nur untätig in kalten Holzbaracken herumsitzen und Hiebe empfangen für jede Kleinigkeit. So behandelte man Freunde oder waren wir schon Feinde? Deutsche Kriegsgefangene, darunter auch SS, waren in einem Sonderteil, im selben Lager, bestens nach Genfer Kriegskonvention untergebracht, gut gepflegt. Deutsches Flaggenhissen und Horst-Wessel-Lied gehörten zum Ritual. Meine Mutter stand mit uns Kindern plötzlich mittellos da, sie ging morgens illegal putzten. Als die Kälte einbrach, konnten wir nicht mehr zur Schule ohne



ausreichendes Essen, Winterkleider und Schuhe. Auch gab es nur einmal Essen am Tag, Hülsenfrüchte oder Pellkartoffeln und in den Läden lockten so viele gute Sachen. Onkel Heinrich, der an der Front für Frankreich den Kopf hinhielt, kam einmal auf Fronturlaub, er brachte Kuchen, Schokolade und Bonbons. Onkel Rudi, ein anderer Bruder meiner Mutter, war derzeit auf der anderen Seite Offizier der Wehrmacht (Abitur).

Weihnachten verlief eisig kalt, hungrig, schneereich und still. An Silvester 1939 kam Frau Steigerwald mit Tochter Carla, die Handtasche gefüllt mit Lebensmitteln. Sie lebten von Zuwendungen ihres Bruders in England. Am späten Abend kam eine evangelische Gemeindeschwester. Sie trug einen tropfenden, scharf riechenden Schuhkarton und überbrachte Grüße eines anonymen Spenders (Onkel Heinrich wahrscheinlich), so gab es an Neujahr Sauerkraut mit Würstchen.

Anfang 1940 hörte man sehr deutlich den Kanonendonner, auch Luftalarm mit Bombenlärm. Wir wohnten ja direkt an der Bahnlinie zwischen Nancy und Jarville la Malgrange. Wir hatten absolutes Ausgehverbot, unsere Anwesenheit wurde mehrmals am Tage kontrolliert durch Gendarmerie, meine Mutter musste sich heimlich zu ihrer Putzstelle und zum Einkaufen schleichen. Beim Einkaufen im Coop (Konsumgenossenschaft) gab es Sparmarken, die hatten am Anfang des Krieges plötzlich keine Gültigkeit mehr. Unser Geld war alle, da ging unsere Mutter ins Coop-Geschäft, gab der Verkäuferin, Madame Ritter, die Marken und sagte, das sei ihr einziges Geld. Die Inhaberin zählte die Marken und wir hatten mal wieder für einige Tage etwas zu essen.

Anfang März kam eine Vorladung zur Prefecture (Regierungssitz eines deutschen Bundeslandes vergleichbar) nach Nancy. Wir gingen hin, bewacht und begleitet von einem Gendarm. Da lag ein Brief meines Vaters: Das Vogesenlager Neufchateau war vor dem deutschen Einmarsch aufgelöst worden. Die meisten Insassen hatten sich freiwillig gezwungenermaßen zur Fremdenlegion gemeldet. Vater hatte drei Kinder und da Onkel Heinrich in der französischen Armee diente, wurde unser Vater nach Bordeaux, entlassen, dem Wohnsitz meines Onkels, und wir durften folgen, ausgestattet mit einem Freifahrtschein für Frankreich und alle seine Kolonien. Sami Steigerwald blieb bis Ende des Krieges bei der Fremdenlegion in Algerien. Seine Frau Meta mit Tochter Carla winkten uns am Zug, sie durften nicht weg. Schon wenige Tage später, nach dem Einmarsch der Deutschen, wurden sie festgenommen und in einem deutschen KZ umgebracht. Im Zug Richtung Paris-Bordeaux trafen wir Familie Ohlemacher, die wir von Langon her kannten, wieder. Er hatte sich aus dem Lager geschlichen. Sie waren auf der Flucht Richtung Westfrankreich. Unterwegs konnten wir zeitweise Schießereien beobachten; wir fuhren an der Front vorbei. In Bordeaux fanden wir eine Wohnung und Papa Arbeit bei einer Kartonagenfirma (Schwarzarbeit) als Buchbinder. Wir wohnten in der Rue Maurice, die zwischen der Garonne und einem Hafenbecken verlief, ein Altstadtviertel mit uralten, heruntergekommenen Häusern, bewohnt von Hafenarbeitern mit Klassenbewusstsein und starkem Solidarverhalten. Im Mai kam Vater wieder in ein französisches Militär-KZ (Libourne). Wir bekamen jeden Tag Verladegut (Erdnüsse, Kaffee, Marmelade, Zucker) von irgendeinem Mitbewohner mitgebracht. Onkel Heinrich, der sich von der Front verabschiedet hatte, und seine Frau, Tante Luzie, waren eine große Hilfe. Sie arbeitete in einem Büro und er, der Standesbeamte, als Hilfsarbeiter (Träger) im Hafen. Es fuhren noch Schiffe nach Übersee und in die Kolonien, aber sie waren überfüllt, und Papa war in Libourne gefangen. Familie Müller, das jüdische Ehepaar, das wir aus Langon kannten, wohnte in unserer Nähe. Sie kamen gerade aus Spanien zurück, von den Internationalen Brigaden (Einheiten, die gegen Francos Militäraufstand kämpften). Er schleppte Loren von den Schiffen zum Lagerhaus im Hafen. Er tauchte aber gleich wieder unter, um dem Militär-KZ zu entgehen. Seine Frau saß jede Nacht mit Töchterchen Odile bei uns im Keller, denn die deutschen Luftangriffe fanden jede Nacht statt. Jeden Morgen lagen ganze Straßenzüge in Trümmern und die Menschen ohne Obdach liefen den ganzen Tag verstört durch das Viertel. Die

Angriffe galten systematisch nur den Arbeiter- und Hafenvierteln. Die Hafenbecken und die Schiffe blieben unversehrt, die Villen verschont für den Einzug der Nazibonzen. Plötzlich erschien unser Vater mit Ausreisepapieren zur kostenlosen Reise durch Frankreich und die Kolonien. Vor der Einnahme von Libourne wurde auch dieses Lager aufgelöst. Wir liefen von Hafenbecken zu Hafenbecken, Onkel Heinrich, Tante Luzie, ein paar jüdische Familien und wir. Ein Schiff nahm noch eine jüdische Familie mit. Nach einer erneuten Bombennacht in Bordeaux (nicht Dresden oder Hamburg) gingen wir zum Bahnhof St. Jean, die Hausbewohner begleiteten uns. Onkel Heinrich und Tante Luzie blieben in Bordeaux. Der Bahnhof lag in Trümmern. Wir liefen zu einem anderen Bahnhof und warteten die ganze Nacht und den nächsten Morgen auf einen Zug Richtung Sète am Mittelmeer, von wo noch einige Schiffe nach Afrika fahren sollten. In dieser Nacht zerbombten sie unsere Straße zu Schutt. Vom Haus blieb nichts übrig, alle Freunde waren tot. Wir fuhren in Viehwagen, dicht zusammengedrängt und kamen abends bei Dunkelheit in Sète an.

Die französische Gendarmerie des Ortes nahm alle Reisende des Güterzugs in Empfang, sortierte die Leute nach Franzosen, Saarländern, Deutschen und Juden. Die Franzosen kamen in ein halb leeres Kloster, wir Saarländer in ein halb demoliertes Kasino am Meer, die Deutschen und Juden daneben unter freiem Himmel (es war Juli und sehr heiß). Die Gendarmen gaben uns Stroh, Decken, Dosenkonserven, Brot, Wein und Trinkwasser, die Juden vor der Tür erhielten nichts, außer von dem, was wir mit ihnen teilten. Am Morgen sah ich zum ersten Mal im Leben das Meer. Die Gendarmerie erschien wieder mit Kaffee und Brot. Diesmal erhielten alle etwas. Wir fanden für einige Wochen Unterkunft im oben genannten Kloster, wo wir Pritschen vorfanden für Kinder, Stroh für Erwachsene, alles im großen Klostersaal, oder war es eine Kirche? Bett neben Stroh, in langen Reihen. Dort wurden wir auch morgens, mittags und abends gepflegt, ohne Nationalitäten- oder Religionsunterschied. Später verlegte man uns in ein Mädchengymnasium, das wegen der Ferien leer stand. Die Schüler und die Gendarmerie-Angehörigen nahmen sich uns sehr liebevoll an. Wir trafen wieder die Familien Jack und Louis Jost sowie Ohlemachers und das jüdische Ehepaar Lickwornik aus Wien.

Im Herbst 1940 fanden wir zwei Zimmer im Elendsviertel, ohne Heizmöglichkeit (Spirituskocher), kein Klo (Loch mit Klappe an der Hausaußenmauer – stand 2005 noch), kein Wasser (Brunnen an der Straße), kein Licht (Karbidlampe, die Louis Jost aus Konservendosen zusammen bastelte). So kamen wir durch den ersten, Mistral (eisiger starker Wind von Norden) gepeitschten Winter.

Ein Flüchtling aus Colmar (Elsass), Gendarm Lang, der mit seiner Familie beim evangelischen Pfarrer Balfet wohnte, machte uns mit diesem bekannt. Es fehlte gerade ein Küster, der die Kirche putzt, mal die Orgel spielt und die Gemeindekasse verwaltet. Das alles konnte unser Vater. Zum Glück war die dazugehörige Wohnung auch frei. So zogen wir im Frühjahr 1941 in die Rue Neuve du Nord.

1940, nach dem Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich, wurde Frankreich geteilt in eine nördliche, von Deutschland besetzte Zone, einschließlich Paris, und eine südliche Zone, mit der Stadt Vichy, als Hauptsitz des neuen nazihörigen französischen Staates. Dieser bestand aus französischen Faschisten, wie der Marschall Philippe Pétain, Pierre Laval usw.

Sète war italienisches militärisches Besatzungsgebiet. Es gab Lebensmittelkarten für alle Nahrungsmittel. Aber dafür zu kaufen gab es nichts, ab und zu ein Stück Fisch oder eine Rübe, kein Brot, keine Kartoffeln. Wo der tägliche reiche Fischfang hinging, blieb geheimnisvoll. Unsere Schwester Charlotte erhielt zweimal die Woche etwas Milch und Kinderbrei. Im Hafen von Sète wurden Schiffe aus Spanien und Italien entladen: Apfelsinen, Kartoffeln, Schokolade, Mehl. Wir Kinder standen dabei und

weinten vor Hunger. Alles kam in Waggons mit deutscher Beschriftung, bewacht von der Milice (SA-ähnliche franz. faschistische Soldateska), die rabiat zuschlug. Manchmal hielten auch französische Zöllner Wache. Dann ließ schon mal ein Hafearbeiter eine Kiste so fallen, sodass sie in Stücke ging und wir uns drauf stürzen konnten.

Eines Tages holten sie die Juden ab. Familie Likornik, jüdische Sozialisten aus Wien, wurde vorher benachrichtigt von bekannten Gendarmen. Sie wollten nicht mehr flüchten (*"Es wird nicht so schlimm sein wie eine erneute Flucht"*). Sie blieben trotz Warnung meines Vaters. Derselbe Gendarm berichtete uns unter Tränen, dass er sie hat abführen müssen. Trotz Nachforschungen in Wien, nach dem Krieg, bekamen wir kein Lebenszeichen.

Nachdem es mehrere Tage nichts zu essen gab, fand ich in der Straßenrinne vor dem deutschen Konsulat ein verschmutztes Stück Brot, das ich aß. Auf dem Rathausplatz versammelten sich eines Morgens einige Tausend Menschen und riefen nach Brot, die Milice rückte an, schoss in die Menge, es gab Tote. Als ich an diesem Tag ahnungslos von der Schule kam, vor mir ein Klassenkamerad, ein kleiner Geigenvirtuose, wurde dieser beim Betreten des Platzes erschossen. Über einen weiten Umweg lief ich nach Hause. Nachmittags, als ich die Schule betrat, herrschte Aufruhr, alles schrie *"Mörder, wir haben Hunger"*. Obwohl unbeteiligt, wurde ich als einziger ergriffen, zuerst vom Lehrer, dann vom Rektor und zu Hause wieder zusammengeschlagen. Ich musste vier Wochen lang täglich in der Schule nachsitzen und während der Pause in der Ecke stehen.

Kurz bevor die USA Deutschland den Krieg erklärten, bekamen wir, wer weiß von welchem Gönner, ein Carepaket. Vater verteilte dieses unter Josts, Ohlemachers und uns.

Das Schweizer Rote Kreuz bot hungernden, kranken Kindern einen dreimonatigen Aufenthalt in der Schweiz an (Projuventute). Zum Glück durften wir, Bruder Heinz und ich, auch davon profitieren. Vor Weihnachten 1941 Bruder Heinz, im März 1942 ich. Im Zug saß auch ein Mädchen von Jack Jost. Sie sagte der Begleiterin aus Jux, ich sei Jude, diese nahm mich sofort in ein anderes Abteil. Ich hatte wahnsinnige Angst, aber es passierte nichts bei der scharfen Kontrolle an der Grenze zur Schweiz.

Wir durften bei Zürich (Oberrieden) in einer methodistischen Missionars- und Fabrikantenfamilie *„Mädchen für alles“* spielen, mit zehn Jahren arbeiten von morgens früh bis abends spät im Haushalt, Hühnerstall und hauptsächlich im Garten und auf dem Feld. Die Lust an solcher Arbeit wurde mir hier für mein Leben lang vermiest. Kein Schulbesuch, keine Spielzeit. Frömmigkeit, Sparsamkeit und Fröhlichkeit waren Pflicht. Ob man Fröhlichkeit befehlen kann? Ich war endlich einmal satt, das war die Hauptsache, und an unsere Verwandten in Deutschland konnte ich auch schreiben, wo Bruder Manfred (7 Jahre) bei Tante Anna lebte. Dadurch erfuhren wir, dass Onkel Rudi, ein Bruder meiner Mutter und Offizier bei der Wehrmacht, seinen Bruder in Bordeaux besucht hatte, dabei erwischt wurde und beim Strafbataillon 999 landete, wo er in der Normandie 1944 den Tod fand. Onkel Heinrich überlebte das KZ-Lager. Zwei Jostkinder wurden von einer schweizerischen Schokoladen-Fabrikanten-Familie adoptiert. Deutschlands *"Konsulat"* rief die Emigranten auf, *"heim zukommen, es werde alles verziehen"* - die Rüstung brauchte Sklaven für den Krieg gegen die USA und UdSSR. Cilli Jost ging mit dem Rest der Kinder zurück, um Granaten zu drehen. Die Kinder kamen in ein Erziehungslager. Sie fanden alle den Tod bei Bombenangriffen auf Saarbrücken. Louis und Jack Jost gingen zu den Partisanen, sie kamen nach dem Krieg heil nach Hause. Cilli hatte sich und die Kinder nicht auf dem Amt abgemeldet. So holte meine Mutter monatlich, unter Todesängsten deren Lebensmittelkarten ab: Auf diesen Frevel stand die Todesstrafe. An den Litfaßsäulen klebten wöchentlich die roten Plakate mit den Namen hingerichteter *"Diebe und Banditen"* (Partisan war ein verbotenes Wort).

Mein Schullehrer hasste mich seit dem Schulaufuhr. Ich musste oft nachsitzen aus unerfindlichen Gründen, dabei fiel ich vom Drittbesten der Klasse (32 Schüler) zum Vorletzten. Der Letzte war ein Kind spanischer Flüchtlinge.

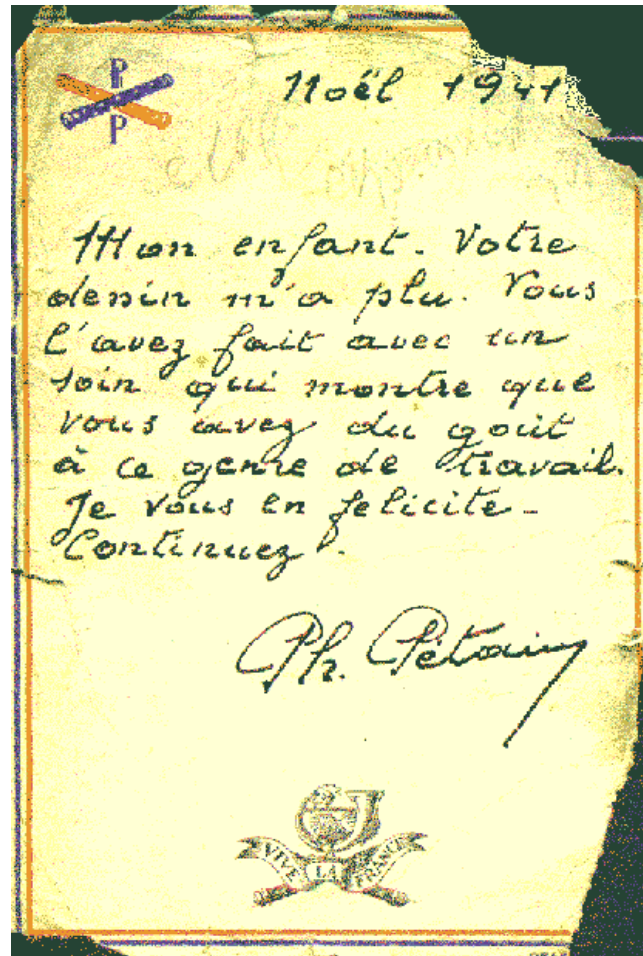


Abb. 5: Schreiben des Staatschefs der Vichy-Regierung, Henri Philippe Pétain, an Gerd Pitz, 1941

wegen ihres Aussehens, länglich oval, Mumien ähnlich. Darum nannte sie mein Vater ägyptische Prinzessinnen. Eines Tages streifte ich mit meinem Stock die Häuser- und Schaufensterfassaden, da schlug plötzlich jemand auf mich ein. Der Köter suchte treulos das Weite - leider kein Kampfhund, dieser Bastard -, ein Kerl schleppte mich zur Kripo. Der Schläger, ein Geschäftsmann, behauptete, ich hätte seine Schaufenster zerstört und sei ein Aufwiegler, ein Bandit. Er war ein aktiver Faschist in Sète, wie ich später erfuhr. Meine Mutter wurde geholt. Da Testversuche mit dem Stock an den Fenstern der Polizeiwache ergebnislos blieben, ließ man mich laufen. Auf dem Nachhauseweg schlug mich der Geschäftsmann noch mehrmals. Daheim

Zum Geburtstag Petains, Marionette und Statthalter Hitlers in Südfrankreich, sollten alle Schulkinder etwas für ihn malen. Mir verbot es der Lehrer und so schickte ich mein Elaborat heimlich an die angegebene Adresse. Als einziger Schüler der Schule bekam ich eine belobigende Antwort inklusive Foto vom Hilfsdiktator persönlich aus den Händen des Schulrektors und im Beisein des Lehrers vor versammelter Klasse. Ich hatte meine Genugtuung. Der Lehrer rächte sich mit seinen Noten: Ich wurde im Herbst nicht versetzt und bekam für diese Ungerechtigkeiten auch zu Hause noch meine Prügel zusätzlich.

Der Jude, Elektriker und Kommunist Müller, den wir aus Bordeaux kannten, besuchte uns einmal, er brachte uns einen Rucksack voll Oliven und Grüße seiner Frau und Töchterchen Odile. Auch ein Kommunist aus Dudweiler kam mal vorbei mit einem großen Sack Erdnüssen. Wo hatten die nur unsere Adresse her? Man muss bedenken, es gab tagelang absolut nichts zu kaufen, dann ist Hunger sehr qualvoll.

Im Sommer 1942, ich hatte einen Fahrradfelgen als Reif und lief damit durch Sète, begleitet von einem Zwölfrasen-Köter, der jeden Morgen in den Sommerferien, an der Straßenecke auf mich wartete. Er wusste, wo es was zu futtern gab. Dort bekam ich auch manchmal meinen Teil ab. So trotteten wir einmal durch ein großes Tor, dahinter eine große Amtsstube, alles in grüner Militäruniform, zum Glück italienische Besatzer. Die lachten über meinen Schreck und gaben uns Kekse, ein Festtagsschmaus für einen Ausgehungerten.

Um Weihnachten 1942 gab es einmal in allen Geschäften, ohne Brotkarten Plätzchen zu kaufen. Zuerst standen die Leute Schlange dafür und schlugen sich darum. Es handelte sich dabei um gebackenes Sägemehl, Knochenleim und Süßstoff (Saccharin). Sie waren hart wie Stein, zäh wie Leder, aber süß und Magen füllend und,

schlug mich meine Mutter auch noch und verordnete mir Dauerarrest. Mein Vater nannte mich Verräter, weil ich aufgefallen war. So wartete mein treuloser Vierbeiner vergebens an der Ecke.

In Sète löste man die ausländischen Konsulate auf. In deren Mülltonnen fand mein Vater allerhand Nützliches, unter anderem auch viele Bücher, Lesestoff und Zeitvertreib für mich. Da war auch eine große Rolle mit steifem Leinenstoff. Daraus fertigte er Rucksäcke und Tragetaschen - für den Ernstfall!?

Bei Schulbeginn, 01.10.1942, kam ich in eine andere Schule, mit einem guten, sympathischen Lehrer. Am 11. November (Waffenstillstandtag 1918) riet uns dieser Mensch, nach Schulschluss auf den Friedhof zu gehen und Blumen an das 1918er Gefallenendenkmal zu legen. Ich ging hin aus Neugier, wohl wissend, dass es anschließend zu Hause Schläge gab. Eine große Menschenmenge stand davor. Der Friedhof war gesperrt und bewacht von Gendarmerie. Viele Leute kletterten über die Mauer. Die Bewacher unternahmen nichts dagegen, ließen aber niemand durch das Tor, so war ihr Auftrag erfüllt. Am nächsten Tag stand in der Zeitung, Rowdies hätten den Friedhof geschändet. Mein Lehrer, der auch über die Mauer sprang, lobte mich am nächsten Tag vor der ganzen Klasse, obwohl ich nur Zuschauer war. In anderen Städten des Landes verlief dieser Tag nicht so glimpflich und es gab Tote.

Am 19.11.1942, einem Donnerstag, war zum Glück schulfrei. Das karge Mittagessen stand auf dem Tisch, zwei Männer in Zivil (Polizisten) standen vor dem Tor und klingelten, sprachen leise mit meiner Mutter: Deutschland besetze ab sofort ganz Frankreich. Die Liste aller Ausländer hätten sie verlangt. Am Nachmittag würde man uns abholen. Diese beiden Männer haben für uns ihr Leben riskiert. Wie hätten deutsche Polizisten gehandelt? Wie viele Asylanten werden vor ihrer Abschiebung von der Polizei verständig, obwohl sie keine Todesstrafe, sondern nicht mehr als eine Verwarnung riskieren? Die beiden schauten sich ängstlich um und verschwanden. Ein jeder von uns schnappte sich das, was er gerade für wichtig hielt, dabei wurden die von Papa hergestellten Rucksäcke und Taschen zu lebenswichtigen Utensilien.

Die Pfarrerin Elisabeth Schmith kam vom Pfarrunterricht, sie gab uns Adressen in Florac und Ste. Croix Vallée Française (Cevennen, im französischen Mittelgebirge), auch Pfarrer Balfet kam, alle weinten. An der Straßenecke stiegen wir in den Bus nach Montpellier (Département-Hauptstadt), von dort mit dem Zug nach Nimes. Dort standen am Bahngleis viele SS-Leute, auch in unserer Nähe, wir benahmen uns ahnungslos, lachten. Wir Kinder liefen ihnen um die Beine herum, Fangspiel vortäuschend. Diese Uniformierten hatten bestimmt dienstfrei, denn mit unseren Decken, Koffern und Taschen sahen wir bestimmt nicht normal aus, obwohl um diese Zeit viele Menschen unterwegs waren. Wir stiegen in einen alten "Bummelzug", SS-Leute fuhren mit in einem anderen Abteil. Bei ihrem Anblick allein erstarrten die Leute vor Schreck, und diese genossen es. Außer Angst passierte nichts. Familie Ohlemacher (Cormoran) aus Wiesbaden, die wir schon öfters auf der Flucht trafen, befand sich auch im Zug, mit den gleichen Anlauf-Adressen. Von ihnen sprach nur Tochter Margot (Grande Duchesse) ohne Akzent französisch, man gab sich Zeichen. Bei Sonnenaufgang erreichten wir Florac (Bezirkshauptstadt des Département Lozère). Die Adresse, die uns die Pfarrerin Elisabeth Schmith gegeben hatte, war, wie erwartet, die des evangelischen Pfarrers von Florac. Die Bevölkerung in dieser Gegend ist fast ausschließlich evangelisch-calvinistisch (Hugenotten). Ohlemachers und wir wurden freundlich empfangen. Ohlemachers kamen gleich zu einer einheimischen Familie, bei der sie bis Kriegsende blieben. Nach dem Frühstück gab man uns eine Ruhestatt, und sie teilten mit uns das Wenige, das sie hatten.

Man darf nicht vergessen, wir besaßen die Nationalität des bösen Besatzers, und man hat uns doch nicht mit diesem auf das gleiche Niveau gesetzt. Wir waren Réfugiés, Étrangers (Fremde), das Wort Asylant gab es noch nicht, und trotzdem Freunde.

Am Samstag, dem 21.11.1942, fuhren wir mit dem Bus nach Ste. Croix Vallée Française (Lozère), einem winzigen Ort inmitten der Wildnis der Cevennen (200 Einwohner mit umliegenden Gehöften). Die angegebene Adresse war wiederum die eines evangelischen Pfarrers, François Kretzschmar. Dieser fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und rief: *“Warum macht mir unsere Kollegin Elisabeth Schmith solche Schwierigkeiten?”* Und es kamen noch mehr Flüchtende in diesen Tagen auf ihn zu. Seine gute Frau Marie-Louise wusste immer Hilfe und Rat. Wir schliefen zwei Tage in Pfarrers Keller zwischen Äpfeln und Eingemachtem. Wie verhielten sich DDR-Pfarrer in solchen Situationen? Sicher, es gab Ausnahmen, aber sie waren dünn gesät. In Frankreich hielt sich damals die gesamte Priesterschaft, (Katholiken und Protestanten), mit Ausnahme einiger Bischöfe an die 10 Gebote und an die Seligpreisungen.

Am Montag, 23.11.1942, ging ich wieder in die Schule. Die Schulbücher waren die gleichen, die Lektionen an derselben Stelle. Dienstags zogen wir auf die Bruyère, ein uraltes Haus, das im 17. Jahrhundert der Seidenraupen-Züchtung diente. Zwei Zimmerchen, ohne elektrischen Strom, ohne Toilette (der neben dem Haus liegende Weinberg wurde *“gedüngt”*). Die Wasserquelle befand sich in 200 m Entfernung, aber einen riesigen Kamin gab es, der das halbe Zimmer einnahm. Die Behausung lag sehr hoch, mit weitem Blick über das Dorf und die Umgebung. Sie gehörte der Familie André Soulatges, der wir in dieser Zeit sehr viel zu verdanken hatten. Von Sète konnten wir in der Eile nur wenig mitnehmen und der Winter '42/43 war sehr kalt. Vor Weihnachten suchten noch ein deutscher Professor Friedmann, Jean Tibault mit Frau und Tochter, alias Hans Berstel, Schriftsteller und Lyriker aus Wien, (alle Juden) eine Unterkunft. Wenig später kam Eugen Weinmann mit Frau aus Mainz. Schließlich kamen noch sehr viele junge Männer, die sich der Zwangsarbeit in Deutschland entziehen wollten. Sie arbeiteten bei den Bauern und gingen alle zu den Partisanen.

Es gab zwei große Richtungen von Partisanen. Die FFI (Force Française de l'Interieur) bestand hauptsächlich aus französischem Militär, war auch entsprechend organisiert und fand Zulauf von Wehrpflichtigen. Die andere Gruppe, die FTP (Franc Tireurs Partisans) bestand aus Sozialisten, Kommunisten, katholischen und evangelischen Priestern aus Frankreich, Deutschland, Österreich, Spanien, Italien, geflohenen Kriegsgefangenen aus ganz Europa, sowie Reste von den Internationalen Brigaden, aus dem spanischen Bürgerkrieg. Diese Gruppe war meist schlecht bewaffnet und wenig militärisch ausgerüstet und deren regionaler Chef ein Deutscher!!!

Am Anfang war es sehr schwer, von den Bauern etwas Essbares zu bekommen. Die Cevennen sind sehr karg und reich an Steinen, aber Kastanien gab es *„en masse“*. Ganze Berge sind bepflanzt von Kastanienwäldern, mehr oder weniger verwildert. Donnerstag war ein schulfreier Tag, dann gingen ich und Bruder Heinz zu den Bauern in die Berge, nach Lebensmitteln (Milch, Wurst, Käse, Honig, Eier) nachfragen, und wir kamen auch immer mit etwas heim.

200 Meter unter uns stand eine Seidenkokon-Kocherei (Filature). Der Besitzer, Henri Carrière, war sehr beliebt und einflussreich im Ort und in der ganzen Umgebung. Viele junge Frauen und Mädchen aus dem Dorf und der Umgebung arbeiteten in den Wintermonaten in seiner Filature. Dort arbeitete unsere Mutter auch jeden Winter. Annie Carrière war in meiner Klasse, ihr Bruder Marc eine tiefer, Jean-Louis noch eine Klasse tiefer und Violette bei unserer Schwester Charlotte in der Klasse. Sie waren unsere Freunde, Spielkameraden und sind bis heute mit uns befreundet.

In seinem Beruf als Journalist zu arbeiten, daran war für unseren Vater nicht zu denken, ebenso wenig als Buchbinder. Im Dorf las man nur die Bibel und das Gesangbuch. So schuftete er als Bauhilfsarbeiter beim Bauunternehmer Ruas, obwohl er körperlich zu solchen Arbeiten nicht geeignet war. Im ersten Weltkrieg verlor unser Vater das linke Auge, und ein Granatsplitter steckte noch in seinem Rückgrat. Unsere Mutter wusch am Wochenende die Wäsche der Familie Ruas in deren Kloschüssel,



Nach der Landung der Alliierten in der Normandie und vermehrt nach deren Landung bei Juan les Pins am Mittelmeer übernahmen die Partisanen mehr und mehr die Kontrolle über das Land. Sie wurden aus der Luft versorgt mit Jeeps, Motorrädern, Sprit, kleinen Kanonen, Maschinengewehren, Pistolen, Sprengstoff und Zigaretten.

Die SS, die Legion Charlemagne (französische SS), die Gestapo und die deutsche Wehrmacht wurden nervös und erschossen jeden Verdächtigen, der bei Razzien, keinen Ausweis bei sich hatte. In Nimes trieb die SS eines Tages Menschen zusammen. Diese mussten zusehen, wie ein kommunistischer Jude mit je einem Kübelwagen (kleines deutsches Militärfahrzeug), an jedem Arm und Bein angebunden, lebendig gevierteilt wurde. Es stand am nächsten Tag in der Zeitung und auf roten Plakaten – zur Warnung. Die Wehrmacht erschoss gefangen genommene Partisanen, die SS und Gestapo beliebten, zur Schau zu Tode zu foltern, oft öffentlich.

Die Wehrmacht und die SS unternahmen noch zwei Partisaneneinsätze im Dorf und der Umgebung, wobei es unter den Partisanen noch viele Tote gab. Eingesetzte "*Hilfsheere des Ostens*" (Zwangsrekrutierte aus osteuropäischen Ländern) gingen geschlossen zu den Partisanen, sowie viele französische Gendarme der Umgebung. Die "Jeunes" (Jungen), wie Partisanen genannt wurden, fuhren unüberlegt und siegessicher durch die Gegend und landeten oft in den Fallen ihrer Gegner oder wurden verraten von Einheimischen, denn solche gab es auch.

Der Bischof von Mende (die Lozère-Departement-Hauptstadt) stand Ende November unter Bewachung von Partisanen in deutscher Wehrmacht-Uniform(!). Es waren Leute aus den "*Fremden Heeren Ost*", diese hatten aber noch keine neuen Uniformen. Die UdSSR schickte später Uniformen der Roten Armee. Der Bischof soll Operationen der Partisanen an die Besatzer verraten haben, wobei es im November 1944 in Pont de Mauvert viele Tote gab.

Der Bürgermeister und der Bauernführer waren plötzlich verschwunden. Sie waren abgehauen aus Angst vor Veröffentlichung ihrer krummen Geschäfte und möglichem Verrat während der deutschen Besatzungszeit.

Die saarländischen Emigranten und Partisanen gründeten das Komitee zur Befreiung des Saarlandes (Comité pour la libération de la Sarre) und das Saarbataillon, das bis Ende der Kampfhandlungen in das französische Militär integriert war.

Am Waffenstillstandstag 8. Mai 1945 läuteten wir Schüler den ganzen Tag die Glocken der evangelischen und katholischen Kirche. Die Wirte brachten uns Getränke, und im Dorf lachten alle Leute, sangen und tanzten ununterbrochen zu den Klängen von zwei Akkordeon spielenden deutschen Partisanen. Diese hatten hinter sich eine aus gefärbten Tüchern gebastelte schwarzrot-goldene Fahne gespannt. Sie sangen auch "*Heimat, deine Sterne*" auf Deutsch und weinten dabei. Von diesen Beiden erfuhr ich, dass der Gebietschef (Saint Etienne Vallée Francaise) der Partisanen ein Deutscher war, dem es 1944 gelang aus dem von der Wehrmacht belagerten St. Etienne zu fliehen, 2 deutsche Gefangene zu machen und alle seine Kameraden in Sicherheit zu bringen.

Während der Besatzungszeit (40-45) bekamen die Angehörigen der Wehrmacht ihren Sold in französischen Francs, und zwar 5 Francs pro Tag. Diese 5-Francs-Scheine wurden in Frankreich gedruckt, sodass es eine Inflation von diesen Scheinen gab. Auch das übrige Papiergeld, mit den Insignien der französischen Faschistenregierung war im Umlauf.

Kurz nach Friedensschluss gab es deswegen eine neue Franc-Währung. Bevor das neue Geld kam, tagte der neue Gemeinderat. Das Geld sollte in den Räumen des Postamtes über Nacht verwahrt und bis zum Wechsel am nächsten Tag bewacht werden. Der Gemeinderat konnte sich nicht über die Wachpersonen einigen. Da kam der Einfall des Gemeindesekretärs (mein Lehrer) den evangelischen Pfarrer, den katholischen Pfarrer, den deutschen Flüchtling im Dorf, Eugen Weinmann und meinen Vater Wache halten zu lassen, um das Geld zu hüten. Jeder von ihnen bekam eine



Maschinenpistole in die Hand. Keiner von den Vieren hatte jemals solch ein Ding auch nur von der Nähe gesehen. Der evangelische Pfarrer war bei Kriegsbeginn als Militärpfarrer eingezogen, hatte damals nur eine Pistole, aber schießen konnte er auch nicht. Weinmann, der Kommunist, war im ersten Weltkrieg Kriegsdienstverweigerer. Mein Vater, der Sozialist, machte 1914/18 Sanitätsdienst und versuchte Verletzte und Leichen aus dem Schussfeld zu ziehen. Bruder Heinz und ich gingen am späten Abend das Quartett besuchen. Der katholische Pastor hatte seine Kutte an, der evangelische Pfarrer zur Ernst und Würde des Anlasses die seine, Weinmann und mein Vater ihre Alltagskleidung. Da keiner wusste, wie man eine Waffe trägt, standen diese Utensilien an der Straßenmauer. Aber es war schon ein lustiger Anblick. So wurde der französische Staatsschatz fromm und deutsch bewacht.

In den Julitagen machte ich meinen Schulabschluss in Barre des Cevennes (wo 1943 meine Kur im Löwenkäfig stattfand). Wir liefen über vier Stunden bergauf, in Begleitung unseres Lehrers Monsieur Jean Vieljeuf, am Gürtel eine Aluflasche voll Wasser mit etwas Wein und einen Kessel Kastanienbrei, machten zwei Stunden lang Prüfung, aßen unseren mitgebrachten Brei und liefen die vierzehn Kilometer wieder bergab, froh, dass alle die Prüfung bestanden hatten. Unser Lehrer war der Einzige im Bezirk, der immer alle seine mitgebrachten Prüflinge mit Erfolg durchbrachte, die anderen, die Faulen, nahm er erst gar nicht mit.

Unser Vater und Bruder Heinz kehrten schon im Herbst 1945, bei Nacht und Nebel, ohne Passierschein und Pass heim nach Dudweiler. Sie robbten von Schönecken (Lothringen), wo sie ihr Gepäck bei einem Einwohner hinterließen, nach Saarbrücken, über den Schanzenberg durch den Wald, an Minenfeldern vorbei. Von dem Gepäck wusste später keiner mehr in diesem Haus etwas. So besaßen mein Bruder und mein Vater nur das, was sie auf dem Leib trugen. Sie kamen am Haus der Arbeiterwohlfahrt vorbei, und diese guten Menschen gaben ihnen ein Übergangsgeld und besorgten ihnen Berechtigungsmarken für notdürftige Kleidung. Meine Mutter, Schwester Charlotte und ich kehrten erst im April 1946 heim. Mein Lehrer, der neue Bürgermeister, sowie der neue Département-Chef besorgten uns Einreisepapiere ins Saarland.

Als unser Vater sein Haus betreten wollte, war es von Bomben beschädigt, von der NSDAP an eine Schulrätin verkauft und diese wollte ihr Geld und bekam es von meinem Vater. Der kleine Rest Schulden auf das Haus hatte sich im Laufe der 11 Jahre Abwesenheit zu einer katastrophalen Summe entwickelt. Es musste alles bezahlt werden. Somit bezahlten wir das Haus doppelt. So sah die uns nachgesagte "*Heimkehr im Tross der Alliierten*" und die Wiedergutmachung aus.

Mit unseren Freunden in den Cevennes bestehen bis heute die besten freundschaftlichen Beziehungen, und mein Bruder Heinz und ich fuhren in den vergangenen Jahrzehnten ein- bis zweimal im Jahr hin (2005).

*Diese Aufzeichnungen entsprechen der Wahrheit. Ich schrieb sie auf nach meinen Erinnerungen und denen meiner Eltern - nach bestem Wissen und Gewissen.*

Gerd Pitz, im Juli 2014

## Anmerkung zum „römischen Abkommen“

Gemeint ist das „Abkommen von Rom“, wie es im Reichsgesetzblatt Teil II Nr. 10 vom 26.02.1935 als Teil 2 der „Bekanntmachung über Vereinbarungen und Erklärungen aus Anlass der Rückgliederung des Saarlandes“ veröffentlicht und damit verbindlich erklärt worden ist (RGBl. II 1935, S. 121, 126 ff.), vom 03.12.1934 zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich.

Dem Abkommen selbst ist keine Schutzgarantie für Gegner des Anschlusses an das Deutsche Reich zu entnehmen. Von daher irritiert die Bezugnahme auf das Abkommen in der Liste der Dudweiler Emigranten. Es befasst sich nämlich wesentlich mit wirtschaftlichen Fragen einer Rückgliederung des Saargebietes an das Deutsche Reich als mögliches Abstimmungsergebnis. Neben dem Abkommen sind indes zeitgleich weitere völkerrechtliche Vereinbarungen getroffen worden.

Unter „1.“ der o.a. Bekanntmachung im Reichsgesetzblatt vom 27.02.1935, die am 26.02.1935 von Hitler als Reichskanzler und dem Reichsminister des Auswärtigen, Freiherr von Neurath, unterzeichnet ist, geht hervor, dass am 2./3. Dezember 1934 „zwischen dem Vorsitzenden des vom Völkerbundsrat eingesetzten Ausschusses für das Saargebiet und dem Reichsminister des Auswärtigen“ u.a. „ein Schriftwechsel über Übergangsmaßnahmen im Saarland stattgefunden“ habe, der, so die Bekanntmachung, „nachstehend veröffentlicht“ worden sei – und zwar betreffend der hier interessierenden „Übergangsmaßnahmen“ auf den Seiten 124 und 125 des Reichsgesetzblattes. Danach hat der deutsche Außenminister für das Deutsche Reich völkerrechtsverbindlich unter Ziffer I. seines Briefes, vom 03.12.1934 an den Präsidenten der Völkerbundkommission Baron Aloisi in Genf – RGBl. II 1935, S. 125, mitgeteilt, dass es den „am heutigen Tage im Saarland wohnhaften Personen, die das Gebiet verlassen wollen, ... völlig frei“ stehe, „ihren dortigen Grundbesitz zu behalten oder zu verkaufen und ihr bewegliches Vermögen abgabefrei“ – d.h. ohne Ausfuhrsteuer zu entrichten – „mitzunehmen“. Dies galt allerdings nicht uneingeschränkt. Weiter wird nämlich Folgendes festgelegt:

*„Den Vorteil der vorstehenden Bestimmung können jedoch nur die Personen in Anspruch nehmen, die ihre Absicht, das Gebiet zu verlassen, innerhalb einer Frist von sechs Monaten, gerechnet von der Einführung des endgültigen Regimes an, in einer schriftlichen, an die zuständige Behörde gerichteten Erklärung mitteilen und die das Gebiet innerhalb der Frist von einem Jahre, gerechnet von demselben Zeitpunkt an, verlassen“.*

Die „Einführung“ des „endgültigen Regimes“ nach dem Ergebnis der Abstimmung am 13.01.1935 war die Rückgliederung an das Deutsche Reich, die am 01.03.1935 in Kraft trat. Ausgehend von diesem Datum lief die o.a. Erklärungsfrist von sechs Monaten mithin am 30.08.1935 und die Ausreisefrist am 01.03.1936 aus. Bis dahin galt die in dem o. a. Brief des deutschen Außenministers vom 03.12.1934 unter Ziffer II. abgegebene Garantieerklärung:

*„Für den in Absatz 2 des vorstehenden Paragraphen erwähnten Zeitraum eines Jahres werden die Bewohner des Saargebiets ohne Rücksicht auf ihre Staatsangehörigkeit keine Schlechterstellung wegen ihrer Sprache, Rasse oder Religion erfahren; sie werden in dieser Beziehung rechtlich und tatsächlich die Behandlung und die Garantien genießen, die sich aus der gegenwärtig im Saargebiet geltenden Gesetzgebung ergeben“.*

Aus diesem Zugeständnis wird zugleich deutlich, dass diese Garantieerklärungen für die politischen Gegner der Rückgliederung, zu denen auch die Kommunisten und die Sozialdemokraten, wie Johann Pitz, gehörten, keinen Schutz bieten konnte, weil sie sich nicht auf die Merkmale „*Sprache, Rasse oder Religion*“ berufen konnten. Sie waren vielmehr politische Gegner des Nazi-Regimes im Deutschen Reich und damit allenfalls bis zum Tag der „*Machtübernahme*“, dem 01.03.1935, durch den seine Verwaltung bereits abwickelnden Völkerbund und seine Organe rechtlich geschützt. Spätestens nach Ablauf dieser Frist mussten sie sich als schutzlos ansehen. Die Emigration direkt nach der Abstimmung war daher, wie für viele ihrer Schicksalsgenossen, zwangsläufig die einzig sichere Alternative; so auch für Johann Pitz und seine Familie.<sup>150</sup>

## LITERATURANGABEN

JOSEF MARIAN (Hrsg.) (1977): Die Bürgermeister von Dudweiler, Dudweiler 977-1977, LHS Saarbrücken - Stadtbezirk Dudweiler, S. 45 ff

HERMANN SCHON: Die Kommunalvertreter von Dudweiler, ebenda, S. 49 ff

RUDOLF SAAM (Hrsg.) (1991): Johann Pitz – ein Leben für Freiheit, Frieden, Soziale Gerechtigkeit, Dudweiler Geschichtswerkstatt, Historische Beiträge aus der Arbeit der Dudweiler Geschichtswerkstatt, Band 2 (Neue Beiträge zur Ortsgeschichte), S. 69 ff

RUDOLF SAAM / GOTTFRIED SCHABERT (Hrsg.) (1993): Die Dudweiler Bürgermeister von 1813 – 1992, Dudweiler Geschichtswerkstatt, Historische Beiträge aus der Arbeit der Dudweiler Geschichtswerkstatt, Band 3, S. 6, 16 f

## ABBILDUNGEN

Abb. 1: Gemälde im Eigentum der Landeshauptstadt Saarbrücken, Stadtbezirk Dudweiler  
(veröffentlicht mit Genehmigung des Kulturdezernenten Erik Schrader)

Abb. 2-5: Privatarchiv von Gerd Pitz

---

<sup>150</sup> Zum Zustandekommen des Römischen Abkommens vgl. Hans-Walter Herrmann, Das Schicksal der Juden im Saarland 1920 bis 1945, Dokumentation zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Rheinland-Pfalz und im Saarland von 1800 bis 1945, Band 6, S. 257 ff